

Peter J. Kraus · Blues und Pistolen

Peter J. Kraus wurde 1941 in Wolfenbüttel geboren und wuchs in Deutschland und nach der Auswanderung der Familie in Kalifornien auf. Er studierte Betriebswirtschaft und arbeitete zunächst im elterlichen Betrieb. Als die US Army sich für ihn zu interessieren begann, siedelte er nach Deutschland über.

Seit seiner Rückkehr nach Kalifornien 1979 war er Kaufmann und Rennfahrer, ab 1980 arbeitete er als Rundfunkmoderator (Rock und Pop), ab 1985 auch für deutsche Sender. Gelegentlich veröffentlichte er Musikkritiken, auf vielfachen Wunsch 1996 »Rock Highway« im Ch. Links Verlag in Berlin, 1997 »Route 66«, 1988 »Blues Highway«. Heute lebt er in Hot Springs, Arkansas.

Sein Debüt-Krimi »Geier« erschien 2003 und wurde 2004 für den »Friedrich-Glauser-Preis -Krimipreis der Autoren« in der Sparte »Debüt« nominiert. Im Conte Verlag erschienen seine Romane »Joint Adventure« und »Cattolini erbt«.

PETER J. KRAUS

Blues und Pistolen
Kriminelle Geschichten



NORDPARK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

N O R D P A R K
V E R L A G
Alfred Miersch
Klingelholl 53 42281 Wuppertal
Gesetzt in der Palatino
Umschlagillustrationen:
Eva Gau
© Peter J. Kraus, 2011
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-935421-40-9
www.nordpark-verlag.de

*Die Besonderen Hefte werden eigenhändig
in der Werkstatt des NordPark Verlages gesetzt,
nach Bedarf in kleinen Auflagen gedruckt,
dann handgefalzt und handgeheftet und in den
Schutzumschlag aus dem PASSAT-Vorsatzpapier des
Hamburger Papierherstellers Geese eingeschlagen.*

*Für Sammler:
dieses Heft wurde gedruckt:
Juni 2013*

Gedruckt auf dem Geese Werkdruckpapier *Alster*
chlor- und säurefrei und alterungsbeständig
entsprechend ANSI 3948 und ISO 9706.
www.geese-papier.de



FSC zertifiziert
SGS – COC – 004030
www.fsc.org

Die Geschichten

Hoka Hey: Es geht immer weiter	7
Scheidungswillig in Veracruz	
15	
Professor Dawkins hat den Blues	22

Hoka Hey: Es geht immer weiter

Der sanfte Wind, der bei Sonnenuntergang überm Meer aufkommt und die braune Großstadtluft in die Wüste treibt, strich durch die Adlerfedern seines Kriegsschmucks und fächerte die Blätter des aufgeschlagenen Notizblocks. Er schaute über die Stadt, die sich nach einem langen, profitablen Tag auf den Schichtwechsel vorbereitete. Der Hollywood Freeway war abgasspeidend verstopft, der Verkehr auf den Gegenfahrbahnen bewegte sich schleppend, aber er bewegte sich. Eine weiße Schlange neben einer roten Schlange. Irgendwo in den Überlieferungen war etwas mit weißen und roten Schlangen. Weiß der Teufel. Er griff neben seinen Stuhl, fand die Flasche und trank. Halbleer, dachte er als er sie absetzte. Nicht halbvoll. Halbleer.

Halb acht. Das Konzert begann in dreißig Minuten. Ab und zu hatte er über die Brüstung geschaut, befürchtet, daß ihn heute sein Glück im Stich läßt, daß ihn die Männer heute finden würden.

Vor der Abendkasse stand noch immer eine Schlange. Er würde die üblichen zwanzig Minuten Verspätung einhalten, vielleicht sogar etwas länger, und sein Programm entsprechend zusammenstreichen. Lust hatte er schon lange nicht mehr, arbeitete nur, weil es von ihm verlangt wurde und weil er sich von niemandem verstecken würde.

Er war nicht mehr der Vierzigjährige, der voller Elan auch vor halbleeren Sälen seine Schau abzog, weil jeder Zuhörer

zählte, weil jedes der bleichen Gesichter hinterm Rampenlicht demjenigen gehören könnte, der seine Wahrheit glauben würde. Es waren zuviele Jahre vergangen, er hatte auf zu vielen Bühnen gesessen, hatte zu oft im Applaus vergeblich auf den gehorcht, der von Herzen kam. Er war schon allzulange der Geschmack des Monats, der In-Indianer, eine unwichtige Seite im Hochglanzleben gutverdienender Gutmenschen.

Der ausgemergelte alte Mann stand auf, streckte die Glieder und schlenderte zur Ostseite des Daches. Vor ihm leuchteten die schiefen Zähne des Hollywoodschildes im weißkalten Scheinwerferlicht, hinter Mount Lee waberte der bunte Heiligenschein Burbanks. Instinktiv duckte er sich als ein verdunkelter Hubschrauber tief vorüberflog, das Wappen des Los Angeles Police Department an seiner Flanke, Kameras und Lautsprecher unterm Bauch. Noch immer Reisfeld-Paranoia, dachte er, noch immer bedeuten Hubschrauber Blut und heißes Blei. Ah, fuck it.

Er war erst sechzehn, als er auf dem Militärflugplatz Tan Son Nhut stand und nicht fassen konnte, welch schwüle Hitze ihn umgab. Vollbepackt mit Kriegsnotwendigem, ein Rucksack, der fast soviel wog wie er. Im Rekrutierungsbüro hatte er herzklopfend-achtlos seine Volljährigkeit mit dem gefälschten Führerschein belegt und der Stoppelkopf hinterm olivgrünen Schreibtisch hatte ihn wissend angegrinst. Früher hatten sie sich älter gemacht um Schnaps zu kaufen, heute um dem Elend zu entfliehen. Der Indianer schüttelte den Kopf, als er daran dachte. Mann! Vom Reservat ohne Umweg nach Vietnam. Von der Bratpfanne ins Feuer.

Er hatte beschlossen sich an seinem achtzehnten Geburtstag zu erschießen, aber am Abend zuvor trat das Schicksal in

der Person eines dicklichen Majors dazwischen. Bei Freunden war er, hatte zuviel getrunken und den Major übersehen, der unvermittelt vor seinem Jeep auftauchte. Bei der Einlieferung nahm man ihm Gürtel und Schnürsenkel weg. Er feierte also bei bester Gesundheit seinen Todestag, nur mit einem orangefarbenen Gefängnis-Overall bekleidet.

Als er in San Francisco ausmusterte waren die Arme voller Tätowierungen und der Bauch voller Haß. Drei Jahre war der verdammte Krieg schon zu Ende und erst jetzt ließen sie ihn laufen. Er besorgte sich eine Koje bei einem Stammesbruder, ließ sich von ihm überreden und stand um Mitternacht vor einem toten Vietnamesen, der den Abend als Schnapsladenbesitzer begonnen hatte. Die Kasse gab knappe siebzig Dollar her, die Fahndung dauerte weniger als einen Tag, der Aufenthalt im Zuchthaus San Quentin dreizehn Jahre. Sie erzählten, daß man von manchen Zellen einen Teil der Bucht und die Skyline San Franciscos sah, aber er wurde in einem der unteren Trakte verwahrt. Einzelhaft, wegen Aufsässigkeit. Eine Leuchstoffröhre im Gang spendete gelegentlich bläuliches Licht.

Der Indianer lachte. Die Idioten hatten gedacht, sie könnten ihn kleinkriegen. Er konzentrierte sich von vornherein auf das Entlassungsdatum, verbrachte die Tage mit Erinnerungen, erlebte wieder und wieder seine Kindheit. Sein Körper war in der Zelle, doch er war bei seinem Stamm, seiner Familie, seiner Gruppe. Die Lakota waren seit einem Jahrhundert besiegt, aber sie waren noch immer frei. Sie hatten sich den Weißaugen nie gebeugt. Er hatte die Rituale gepflegt, hatte sich mit den Vorfahren in der Stammessprache unterhalten und ihr Lob gesungen, hatte den Göttern so gedient, wie es sich für

einen Krieger gehörte, und war dem Schicksal dankbar, daß er seinem Volk nützlich sein durfte. Bei der Stunde Hofgang, die sie ihm jede Woche gewährten, hatte er Wind, Himmel und Sonne begrüßt, hatte sich gelegentlich bücken und eine Fingerspitze harter, trockener Erde aufnehmen können. Er nahm alles mit in die Zelle, schmuggelte das Gesicht der Sonne und das Pfeifen des Windes mit in seine Gruft, das strahlende Blau des endlosen Präriehimmels behielt er und den guten Geruch der Erde, den Geruch nach Prärie und Pferdehufen, nach dem Rauch winterlicher Dörfer und wildwuchernder Schlachtfelder. Die Grabeskälte gerbte ihn, die Dunkelheit ließ ihn klarer sehen, die Einsamkeit half ihm, Wichtiges von Nichtigem zu trennen.

Als sie ihm eine Fahrkarte ins Reservat aushändigten, zwanzig Dollar und einen gestifteten braunen Wollanzug, da fuhr er nach South Dakota, grub sich eine Wohnhöhle in der Steppe, deckte sie mit einer ölstinkenden Panzerplane ab und lebte wortkarg im Kreis seiner Brüder. Jemand schenkte ihm eine alte Gitarre, er schrieb Zeilen und Absätze, Seiten und Kapitel. Vertonte alles, sang seine Gedanken zu einfachen Melodien, sang in seiner Stammessprache, der Sprache, die trotz Verbot und Strafandrohung gesprochen wurde, ein Stakkato, dessen jede Silbe eine Sache beschrieb, ein Objekt benannte, einen Zustand, eine Furcht oder Hoffnung. Doch außer einigen alten Sioux interessierte sich niemand für seine Sprache. So war es gut.

Der berühmte Mann aus Malibu tauchte eines Tages bei ihm im Reservat auf, stellte sich so höflich wie unnötig vor und bat ihn, seine Geschichten vorzutragen. Warum nicht? Er hatte nichts besseres vor. Also ging er mit dem berühmten

Mann in die Badlands, setzte sich mit ihm auf eine der bunten Sandsteinklippen, trank den Besucherwhiskey und rauchte ein wenig, denn ohne Rauchen kann man nicht singen, und sang seine Lieder. Der Mann hörte die Worte, aber er verstand sie nicht. Selbst die in seiner eigenen Sprache verstand er nicht.

Wenig später saß er im Studio des berühmten Mannes und nahm die Lieder auf. Solo. Der Produzent des Berühmten legte noch ein bißchen Indianertrommel hinter seine Gitarre und seinen Gesang, fädelte hier und dort Knochenpfeife und Gruppengesang ein und ließ ihn nach einer Weile wissen, daß er ein hübsches Guthaben abholen könne.

Der kleine, gegerbte Lakotakrieger schaute nochmal vorsichtig über die Brüstung. Da standen sie, Kreditkarten gezückt, Frauen lachten schrill, Männer brüsteten sich. Gegenüber wuchs das Gebäude der Musikfirma aus dem Hollywooder Asphalt wie ein penibel gestapelter Pfannkuchenturm, dahinter die blau flackernden Wohnzimmer der Hollywood Hills. Busladungen ausländischer Touristen fotografierten die grellen Neonreklamen, die suchenden Flakscheinwerfer und die traurigen Kinderhuren des Hollywood Boulevard. Er war schon lange nicht mehr hier oben gewesen, obwohl er ein paar Straßen weiter ein kleines, stuckverziertes Haus mit einem Garten und einer Freundin besaß. Meist verbrachte er die Zeit in seinem Zimmer an der Third Street, im Hinterhaus eines heruntergekommenen Hotels. Da kannte ihn niemand, da konnte er anonym sein. Im dritten Stockwerk wohnte er, über einem Innenhof der nach Abfall stank und der wie ein Schornstein Streit, Hundegebell und klatschende Schläge ins All spülte. Schon lange hatte er nichts Neues mehr geschrieben, schon ewig keine frischen Songs aufgenommen. Ihm fiel

nichts mehr ein. Er war ausgebrannt. Dreiundfünfzig, ein alter Indianer von Dreiundfünfzig, seit fünfunddreißig Jahren tot, jemand, für den jeder Tag ein zufälliger Tag war.

Zwangsläufig fand er die Droge, die ihm schon auf der anderen Seite der Welt das Vergessen erleichtert hatte. Sie gab ihm Frieden, Geborgenheit, Wärme. Anfangs spritzte er sich ein- oder zweimal in der Woche etwas unter die Zunge oder zwischen die Zehen, doch allmählich wurde der Wunsch nach Gelassenheit stärker, und er gewöhnte sich an, den Tag mit einer Nadel zu beginnen.

Der gutgekleidete Indianer, der ihn im Hotelzimmer besuchte, wußte alles. Er schien bekümmert, daß der Berühmte dem Heroin verfallen war, und er bedauerte, daß seinem Stamm damit einer ihrer wenigen Fürsprecher verlorenging. Denn die liberalen Anschauungen seiner Jugend hatten einem harten Moralismus Platz gemacht, in dem es weder für Arme noch für Drogen Verständnis gab. Und die Reservate waren voller armer Drogensüchtiger.

Er hatte sich überreden lassen, hatte sich benutzen lassen von dem Gutgekleideten und seinen Kollegen, sagte gegen den Pusher aus, der halb Hollywood belieferte, und dessen Hintermänner, die den halben Westen im Griff hatten.

Die Versprechen, die der junge Gutgekleidete für seine Behörde abgab, wurden nicht eingehalten, aber der Indianer hatte damit gerechnet. Anonymität, eine neue Identität und ein neues Leben wurden in Aussicht gestellt und nach der Verurteilung der Drogenbosse still fallengelassen.

Sie hatten im Laufe der Jahre mehrmals auf ihn geschossen, hatten einen Autounfall fingiert, aber sein Glück hielt. Irgendwann, dachte er, würde es ihnen zu viel, würden sie ihn vergessen. Oder erwischen.

Er war kurz verheiratet, hatte sich aber nirgendwo sicher gefühlt, also nahm sie die Wakanisha, die Kinder, und floh zurück in den Kreis der Großfamilie. Sein richtiger Name war halbvergessen, ersetzt durch die Häftlingsnummer und später durch den neuen, markterforschten Namen. Den hatte ihm die Plattenfirma verpaßt, hatte eine Fokusgruppe entscheiden lassen, was am treffendsten nach ihm und den Liedern klang, die niemand verstand. Ernest Running Deer. Er lachte wieder. So ein Scheißname. Hatte ihn wohlhabend gemacht, und er hatte sich dem Reichtum verkauft. Mit Haut und Haaren. Ernest Fucking Running Deer.

Zwanzig nach acht. Er schaute zum letzten Mal über die Böschung, und da sah er sie. Zwei Anzugträger, die zielstrebig am Kassenfenster vorbei zum Bühneneingang strebten.

Er trank den Rest, ließ die Flasche achtlos neben seinen Stoffstuhl fallen, stand auf und massierte aus Gewohnheit seine Finger. Rings um ihn leuchtete die Stadt unter einer vielfarbig strahlenden Glocke. Wie hatte er sich gesehnt nach einem solchen Anblick, wie hatte er sich gewünscht, die Stadt nur einmal in den langen, leeren Jahren sehen zu können. Er liebte Städte, denn das Land war nicht mehr seines, nicht mehr das Land der Indianer, die es über Jahrtausende dankbar benutzten und verehrten, die ihm zurückgaben, was es ihnen schenkte. Heute war es wie Geld; es gehörte jemandem, und wenn man es trotzdem benutzte, steckten sie einen in ein dunkles Loch. Er konnte mit der kleingewordenen Prärie nichts mehr anfangen, hatte für vergiftete Flüsse und abgeholzte Wälder nur Verachtung übrig. Er liebte die Stadt, denn sie war die neue Heimat der Lakota, der Sioux. Sie verlangte Entschlossenheit, sie forderte Handeln, der Mutige nahm sich,

was er brauchte und tauchte in ihre Anonymität zurück. In der Stadt durfte ein Sioux noch Krieger sein.

Er schaute auf das Lichtermeer, sah, wie die Stadt arbeitete, hörte ihre Anstrengung, spürte den freudigen Rhythmus ihrer unaufhörlichen Wandlung. Dann begann er leise das Lied zu singen, das nur ihm gehörte. Es sprach von Kindheit und Jugend, von Bison und Antilopen, von der Familie und dem Älterwerden. Es sprach von Pflicht, Ehre und Weisheit, es sprach vor allem von Liebe.

Die Stahltür wurde aufgestoßen. Die beiden Männer traten nacheinander auf das Flachdach. Pistolen glänzten in ihren Händen. Einer winkte ihm zu, grinsend.

Er stellte sich auf die fußbreite Brüstung, strich die Adlerfedern seines Kriegsschmucks glatt, holte tief Luft und sang mit hoher, kräftiger Stimme die Strophe von den Menschen und den Göttern.

»Heute ist ein guter Tag zu sterben!« rief der alte Lakotakrieger und schwebte für einen winzigen Augenblick, eine kleine Ewigkeit, mit ausgestreckten Armen und fernem Blick über der neongrellen Falschheit des Hollywood Boulevard.

Scheidungswillig in Veracruz

Wie üblich hatte er zuviel getrunken. Sie bedauerte, daß er seit langem kein Maß mehr kannte. Er soff, er verspielte ihr Geld, er hatte schon das dritte teure Auto zu Schrott gefahren und er hurte herum. Das war, was sie am meisten abstieß. Er fühlte sich nur als Mann, wenn er besoffen irgendein Nuttchen am Arm hatte. Jung, blond, pneumatisch liebte er sie. Sie war nicht mehr jung und an den falschen Stellen pneumatisch. Ihr strohgelbes Haar war ein letzter Versuch, ihm zu gefallen. Ein letzter fehlgeschlagener Versuch.

In der schwachen Beleuchtung des Restaurants wirkte sie jünger, dachte er. Jünger, aber nicht jung. Er hatte sie seit Jahren nicht mehr ohne die Schminke gesehen, die sie immer dicker auftrug, die altmodischen Kohlränder, die formlosen Klamotten. Irgendwann zwischen Jugend und Reife hatte sie begonnen, sich gehen zu lassen, und ihm reichte es jetzt. Schade.

Sie war ganz anders, als er sie kennenlernte, damals, im Nachtexpress. Lachte oft, war extrem schlank und auffallend gut gekleidet. In der Erinnerung waren ihre ersten paar Jahre makellos. Doch allmählich lachte sie immer seltener, aß immer mehr und ging immer früher ins Bett. Allein. Daß ein Mensch so oft Kopfweh haben kann, wunderte er sich, bis er aufhörte, sich zu wundern und begonnen hatte, sich umzuschauen.

Sie bezahlte schweigend, er half ihr schweigend in den

Mantel, sie gingen unter Königspalmen schweigend die paar Straßenzüge bis zur Haltestelle. Kein Taxi, hatten sie sich geeinigt, als er vorschlug, gemeinsam irgendwo nett zu Abend zu essen. »Fahren wir mit der Straßenbahn heim. Wie früher,« wollte er sie etwas weicher stimmen, aber sie ließ sich nicht nostalgisch reden. Hatte ihre strengen Falten auf der Nasenwurzel, hatte die Mundwinkel heruntergezogen wie Landeklappen beim Anflug.

Ihr war klar, was er bezweckte. Gut Wetter wollte er machen, weil er irgendwie spitzgekriegt hatte, daß sie beim Anwalt gewesen war. Wusste natürlich nicht, was dort besprochen wurde, aber er konnte sich wohl vorstellen, daß sie seinem Treiben nicht mehr allzulange zuschauen würde. Sie lächelte, als sie neben ihm die dunkle Straße überquerte. Wenn der wüsste, was sie kürzlich eingeleitet hatte. In jähem Übermut schnipste sie mit den Fingern und schaute zu den Sternen hoch.

Jetzt fängt sie bald an zu tanzen, dachte er. Schnipst hier herum und tut, als sei alles in bester Ordnung. Kein Ton über ihren Anwaltstermin, kein Wort darüber, daß sie vielleicht etwas auf dem Herzen hatte, was ihn betraf. Hinterhältiges Weibsbild. Na, warte.

In der Stille klangen seine Schritte nach ihm – klein, schwer, wichtig. Sie schaute auf ihn herunter, auf seinen furchtbaren Hut, mit dem er die Glatze verdeckte. Ein bowlerartiges braunes Ding, das vor dreißig Jahren mal modern war. Sein speckiger Anzug, seine ungeputzten Schuhe, die schiefgelaufenen Absätze. Kein Wunder, daß sowas Frauen kaufen mußte. Ihre Mutter hatte Recht gehabt, verdammt noch mal. Fast ein Vierteljahrhundert war es her, und sie hatte Recht behalten. »Lass dich nicht mit dem ein,« hatte sie nach einem Blick auf

den kleinen Dicken gesagt. »Der will nur dein Geld. Und wenn er es hat, haut er ab und lässt dich sitzen.« Sie kannte Männer, ihre Mutter. Dreimal verwitwet, und jedesmal profitabler. Kleiner Scheißkerl.

Entweder hatte die Strassenbahn Verspätung, oder sie war ausgefallen. Jede halbe Stunde kam eine hier vorbei, stand auf dem Fahrplan unterm Haltestellendach, verkehrte bis nach Mitternacht. Er blickte auf die Armbanduhr. Halb elf. Noch eine Viertelstunde, und dann mussten sie sich sputen. Er schaute abwechselnd auf die Uhr und die Strasse, reckte sich, wünschte die Bahn herbei. Fünf nach halb, acht nach halb. Na, endlich.

Sie sassen nebeneinander auf dem unbequemen Polster. Die wenigen Fahrgäste schauten müde und traurig drein. Wer so spät noch die Strassenbahn benutzt, der muss wohl seinen Grund haben, überlegte sie. Eigentlich ein Blödsinn, dass sie eingewilligt hatte. Aber er hatte mit seinem Vorschlag ihr Problem gelöst. Sie dachte seit Tagen darüber nach, wie sie ihn zu einem spätabendlichen Spaziergang überreden konnte. Ihr fiel nichts ein. Und dann kam er aus dem Nichts mit seiner Idee, nach dem Essen mit der Bahn heimzufahren. Sie waren zum Restaurant spaziert, hatten jeder für sich das letzte rot-violette Tageslicht und den Duft der Hibiskusblüten genossen. Vom Golf her wehte die sanfte, nach Meer und Ferne riechende Abendbrise. Beide waren in eine seltsam nachgiebige Stimmung verfallen.

Er war früher ein ordentlicher, sogar fleissiger Mann. Hatte nach dem Tod ihres zweiten Stiefvaters die Leitung der Holzhandlung übernommen, hatte sich hineingekniet, was selbst ihre Mutter zugeben musste, aber nach dem Verkauf